

Leseprobe aus:
Alison Gaylin
Dornröschenschlaf



© 2012 by Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin
Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf ullstein-buchverlage.de

Prolog

(20. September 2009)

Ihr Leben hatte ein »Davor« und ein »Danach«. Carol Wentz hatte es bisher nie so empfunden, aber mit dem Verstreichen der Zeit sieht man die Dinge anders, und zehn Jahre später konnte sie ihn erkennen: den Moment, bevor sie die kleine Neff hatte verschwinden lassen. Und den Moment danach.

Eine klare, saubere Zäsur.

Einundvierzig Jahre lang hatte Carols Leben sich von einem Tag zum anderen bewegt, ohne dass auch nur ein einziger Moment wirklich bemerkenswert gewesen wäre – sie war kinderlos und führte eine Ehe, in die sie einfach irgendwie hineingeglitten war, durch eine schlichte Trauung auf dem Standesamt, die an einem Mittwoch in der Mittagspause stattgefunden hatte, nachdem sie schon beinahe ein Jahrzehnt Nelsons Lebensgefährtin gewesen war. Weil sich so viel Geld für die Krankenkasse sparen ließ. Wahrscheinlich könnte sie die Zeit auch in die Jahre vor und seit Beginn ihres Zusammenlebens unterteilen – in die Jahre ihres Single-Daseins und die Zeit als Partnerin –, aber wenn sie ehrlich war, gab es da kaum einen Unterschied. Jeder Tag zog sich unendlich hin und hörte damit auf, dass Carol immer noch dieselbe alte Carol war – die Carol, die sie bereits in der Grundschule gewesen war, klapperdürre und x-beinig und fast immer allein.

Wobei seit dem Labor Day im September 1998 alles anders und vor allem Carol eine andere war. Nun, das war sie vielleicht immer schon gewesen, nur dass es ihr vorher nie bewusst gewesen war. Was hätte sie wohl in ihrem Buchclub über sich gesagt? *Ein unsympathischer Charakter. Schwach und kleinkariert. Ich nehme ihr ihre Beweggründe nicht ab. Schließlich war das Mädchen erst sechs Jahre alt.*

Carol dachte äußerst ungern an den Tag zurück. Doch es gab auch viel anderes, was sie äußerst ungern tat: zum Beispiel den Truthahn für das Thanksgiving-Essen ihrer Kirche zubereiten, die Katzen ihrer Nachbarn füttern, wenn diese im Urlaub waren, ihnen Starthilfe geben, wenn die Batterie des Wagens streikte, kurzfristig ihre Kinder von der Schule abholen, wenn sie selbst verhindert waren. Trotzdem tat sie all diese Dinge, ohne sich jemals darüber zu beschweren.

Früher war sie nicht so hilfsbereit gewesen. Bevor sie das Neff-Mädchen hatte verschwinden lassen, hatte sich ihre Rolle in der Nachbarschaft darauf beschränkt, dass sie allen anderen möglichst aus dem Weg gegangen war. Jetzt aber war sie die Hilfsbereitschaft in Person, jemand, zu dem man mit sämtlichen Problemen ging, und alle in der Gegend – sogar Nelson – taten so, als wäre das nicht neu. Als wäre das schon immer eine ihrer ureigensten Eigenschaften gewesen, obwohl es in Wahrheit nur ein Teil ihrer Buße war. Ein Symptom der Zeit »danach«.

Der wichtige Teil des Tages begann damit, dass die kleine Neff auf dem Grillfest bei Theresa und Mark Koppelson zu ihr gekommen war. Carol war allein gewesen. Als sie Nelson zum letzten Mal gesehen hatte, hatte er mit der Mutter des Mädchens, Lydia, gesprochen, die beim Grillen half. »Du siehst unglaublich aus«, hatte er zu ihr gesagt. *Unglaub-*

lich, so, als hätte er Lydia Neff seit Jahren nicht gesehen und als trüge sie nicht eine mit Barbecue-Sauce verschmierte Schürze über abgewetzten Jeans.

Die beiden hatten Carol nicht bemerkt, weshalb sie, vorgeblich auf der Suche nach dem Bad, klammheimlich verschwunden war. Und wieder einmal hatte sie sich so gefühlt, als hielte jemand eine riesengroße Lupe über sie und verfolge jede ihrer Gesten ganz genau.

Sie war gerade durch die Küchentür getreten, als sie eine Berührung an ihrem Bein gespürt hatte und stehen geblieben war. Lydias Tochter Iris hatte aus den schwarz glänzenden, harten, durchdringenden Augen ihrer Mutter zu ihr aufgesehen. Carol hatte die Zähne aufeinandergebissen und ein Kribbeln auf der Kopfhaut verspürt. Wieder hatte sie an dieses Wort gedacht. *Unglaublich.*

»Was willst du, Iris?«, hatte sie gefragt.

»Saft.« Kein *Bitte*, aber sie hatte nicht unhöflich geklungen, sondern eher kleinlaut, wenn sich Carol recht entsann. Weshalb Carol vor die rote Kühlbox, die Theresa Koppelson neben den Kühlschränken gestellt hatte, getreten war. Auf dem daraufliegenden Schild hatte GETRÄNKE FÜR KINDER gestanden, und Carol hatte den Deckel aufgeklappt und auf die bunten kleinen Trinkpäckchen gestarrt, die wie Konfetti auf den Dosen mit Sprite und Orangenlimonade gelegen hatten. Von jedem der Trinkpäckchen hatten sie fröhliche Comic-Früchte angestrahlt. Carol hatte die Getränkemarken nicht gekannt. Natürlich war sie keine Mutter und erinnerte sich kaum an ihre eigene Kindheit, weshalb sie all diese speziell für junge Menschen gemachten Dinge vollkommen verwirrend fand. Warum mussten Kinder überhaupt Saft aus Tüten trinken? Und was war an Früchten mit Augen toll?

Sie hatte eines der Trinkpäckchen – grün, mit einem lächelnden Apfel mit Hasenzähnen bedruckt – aus der Kühlbox gerissen und dem Mädchen in die Hand gedrückt.

»Hier.«

Iris hatte das Gesicht verzogen.

»Was?«

»Das ist Apfelsaft«, hatte die Kleine ihr erklärt. »Ich will aber Orange-Ananas.«

Carols Blick war vom Gesicht des Mädchens in Richtung der Küchentür gewandert, durch deren kleines Fenster Lydias schimmernd schwarzes Haar und Nelson zu sehen gewesen waren. Er hatte sich dicht über sie gebeugt, wie um sie besser zu verstehen.

»Orange-Ananas«, hatte Iris wiederholt.

»Ich bin nicht deine Mutter. Hol dir dein Getränk gefälligst selbst.«

Die schwarzen Augen waren riesengroß geworden.

Carol hatte angefangen zu schwitzen, und es war ihr vorgekommen, als hinge ihre Stimme wie ein übler Geruch im Raum. *Was bin ich nur für ein Mensch?*, hatte sie sich gefragt. *Was ist nur plötzlich mit mir los?* Aus irgendeinem Grund hatten diese Gedanken sie wütend auf Iris gemacht, und dafür hatte sie sich noch mehr geschämt. »Ich ... ich ... ich hole dir den Saft.«

Doch bis sie wieder vor die Kühlbox getreten war und einen neuen Karton herausgenommen hatte – mit einer zwinkernden, baseballmützenbewehrten Ananas und einer puppengesichtigen Orange –, hatte sich das kleine Mädchen bereits aus dem Staub gemacht.

Carol starrte auf die Unterlagen, die sie in den Händen hielt – ein weiteres Symptom der Zeit »danach«, das je-

doch noch schmerzlicher als ihre Hilfsbereitschaft für sie war. Sie hatte ein Feuer angezündet – das erste Feuer dieses Herbstes – und hätte beinahe die Papiere hineingeworfen, einfach um der Freude willen mit anzusehen, wie sie sich in Asche verwandelten. Denn auf jeden Fall wäre es besser, als sie durchzulesen, wusste sie. *Warum etwas lesen, was ihr sicher auch nicht weiterhalf?* Schließlich hatte ihre fünfjährige Suche nach dem Mädchen bisher nicht das mindeste erbracht.

Doch sie brachte es nicht über sich, die Dokumente zu verbrennen. Und so trat sie vor die Tür neben dem Buchregal, öffnete den kleinen Raum, der für Nelson einfach nur die Utensilien für ihre Handarbeiten barg, und griff nach der kleinen schwarzen Truhe, die unter den Taschen mit den Stricksachen verborgen war. Sie klappte den Deckel auf, nahm die bunten Stoffschnipsel und zu farbenfrohen Klumpen zusammengenähten Vierecke, die Garnrollen, die Musterbücher und die hölzerne Nadeldose (lauter Überreste der Quilt-Fertigungsphase, die sie fünfzehn Jahre zuvor durchlaufen hatte) heraus, löste das Stück Pappe, das sie passend für den Truhenboden zurechtgeschnitten hatte, und legte den Stapel Papiere hinein. Legte ihn ungelesen auf die vielen anderen Stapel, die sie niemals hätte lesen sollen, drückte dann das Pappviereck zurück an seinen Platz und packte alles wieder ein, bis das Behältnis wieder einfach ihre Quilt-Zubehör-Truhe war.

Die neuen Papiere hatte sie von Mr Klavel – einem frettchenhaften Kerl mit einem im Souterrain gelegenen Büro im benachbarten Mount Temple, einer hohen, schweißglänzenden Stirn und einem derart schlechten Atem, dass man beinahe hätte meinen können, dass es Absicht war. Mr Klavel, der letzte einer ganzen Reihe billiger Pri-

vatdetektive, die Carol heimlich angeheuert hatte, und wahrscheinlich der unsensibelste Mensch, dem sie jemals begegnet war.

»Die Früchte meiner Arbeit«, hatte er gesagt, als er mit den zehn Jahre alten Polizeiakten, einem Foto von Iris als Schulanfängerin, Mitschnitten von Telefongesprächen sowie den Adressen bekannter Pädophiler, die zehn Jahre zuvor in einem Umkreis von zwanzig Meilen von Carols Heim in Tarry Ridge, New York, gelebt hatten, zu ihrer Besprechung gekommen war, »sind alle faul.« Auch wenn Carol es immer noch nicht glauben konnte, hatte er das tatsächlich gesagt.

Nachdem Carol die Truhe wieder geschlossen und zurück ins Regal geschoben hatte, starrte sie reglos auf die Tür. Noch immer hallten Mr Klavels Worte in ihren Gedanken nach.

»Du hast ein Feuer gemacht?«, drang plötzlich Nelsons Stimme an ihr Ohr.

Sie zuckte zusammen. Nelson schlich sich immer völlig lautlos an. Doch er spionierte ihr bestimmt nicht nach, stellte ihr auch praktisch niemals irgendwelche Fragen, und wenn er es doch mal tat, kam ihr sein Verhalten eher wie ein Zeichen von Gewohnheit als wie Neugier vor. Er bewegte sich einfach derart sacht, als wolle er den Teppich nicht dadurch belasten, dass er mit seinem ganzen Gewicht auftrat.

Trotzdem hätte sie ihn fast gefragt: *Seit wann bist du schon hier? Was hast du gesehen?* Dann aber bemerkte sie, dass sein Gesicht dieselbe gleichgültige Akzeptanz wie sonst verriet, wenn er nach Hause kam, und war beruhigt. »Mir war kalt.« Sie wandte ihrem Mann den Rücken zu, trat ans Fenster und blickte hinaus.

Nach dem Grillfest bei den Koppelsons war das Licht der Abendsonne durch das Fenster in den Raum gefallen und hatte ihn in goldenes Licht getaucht. Wenn sie sich konzentrierte, konnte Carol immer noch den unwirklichen Glanz von vor elf Jahren sehen, konnte noch immer hören, wie Nelson die Treppe hinauf zu seinem Computer floh, wie er es noch heute immer tat, wenn er nach Hause kam.

Unglaublich. Hatte Nelson Carol jemals so genannt? Bevor oder nachdem Iris verschwunden war?

Wenn Carol ihre Augen fest zusammenkniff, konnte sie zurückkehren ins »Bevor« – zu den allerletzten Augenblicken des »Bevor«, als die goldene Sonne untergegangen war und sie selbst die Tür des Wohnzimmers geschlossen hatte, weil von draußen kühle Luft hereingekommen war. Sie konnte aus dem Fenster blicken und die beiden kleinen Mädchen sehen, die Hand in Hand über die Straße gegangen waren. *Zwei Kinder allein im Sonnenuntergang, die Größere mit schimmernd schwarzem Haar wie ihre Mutter Lydia.*

Carol kniff die Augen zu. »Geh weg«, befahl sie der Erinnerung.

»Was?«, fragte Nelson sie.

Sie musste mühsam schlucken, weil ihr Mund wie ausgetrocknet war. »Nichts.«

Tage, Wochen, Monate, nachdem Iris verschwunden war, hatte Carol hier gestanden und gewartet, und sobald das Telefon geklingelt hatte, hatte ihr Herzschlag ausgesetzt.

Doch es hatte niemand angerufen, und sie hatte ihr Geheimnis monate- und jahrelang bewahrt, während die Suchtrupps weniger geworden waren und Lydia Neff ruhig und schwer, der Glanz in ihren schwarzen Augen trüb und

ihr Haar so stumpf und grau geworden war, dass sie nur noch wie eine verblichene Kopie der alten Lydia und derart mitleiderweckend ausgesehen hatte, dass noch nicht mal Nelson ihr noch hatte in die Augen sehen können, wenn er ihr begegnet war. Zwei Jahre zuvor – drei Jahre nachdem die Polizei den Fall offiziell zu den Akten gelegt hatte – hatte Lydia die Stadt verlassen. Wohin sie gezogen war, hatte sie niemandem gesagt.

Du hast bekommen, was du wolltest, sagte eine gehässige, leise Stimme in Carols Kopf. Keine Iris und auch keine Lydia mehr. Du hast es geschehen lassen, und du kannst es niemals wiedergutmachen.

»Ich gehe ins Bett«, verabschiedete sich Nelson.

Carol kniff die Augen noch ein wenig fester zu. »Okay. Ich glaube, ich lese noch ein bisschen.«

Keine Antwort. Weil ihr Mann schon oben war. Carol schnappte sich das Buch, das sie gerade für ihre Gruppe las – *Die Jahre der Veränderung* von Abigail Thomas. Sie schlug es auf der markierten Seite auf und ließ ihre Augen über die Wörter wandern, während sie auf das Rauschen des Wassers, das Ächzen der Rohre, das Summen von Nelsons elektrischer Zahnbürste im oberen Badezimmer lauschte ... Denn so talentiert sie zwischenzeitlich im Bewahren von Geheimnissen auch war, war sie noch immer eine jämmerliche Lügnerin und kam sich irgendwie ein bisschen weniger verlogen vor, wenn sie wenigstens vorübergehend tat, was sie gesagt hatte.

Schließlich verstummten die Geräusche im Bad, und Carol hörte das leichte Quietschen der Holzdielen im Flur, das leise Scharren, mit dem die Schlafzimmertür über den Teppich strich, und schließlich das Knarzen des Betts, als Nelson unter die Decke kroch. Sie klappte ihr Buch zu,

schlich die Treppe hinauf und blieb kurz oben stehen, bis Nelsons ruhiger Atem deutlich machte, dass er eingeschlafen war. Erst dann schlich sie sich weiter in sein Arbeitszimmer, setzte sich an den Computer, von dem Nelson dachte, dass sie nicht mal wüsste, wie er einzuschalten war, ging online, suchte ihren Chatroom und gab schnell ihr Passwort ein. *Familien von Vermissten aus dem Staat New York* nannte sich der Chatroom, und jetzt, zwei Monate nachdem sie ihn gefunden hatte, kamen ihr die Mitglieder wie ihre Familie, ihre einzige Familie vor.

Heute Abend waren sie zu acht, und als Carol ihren Gruß eintippte, kam es ihr so vor, als hätten sie alle nur darauf gewartet, dass sie endlich kam. Willkommen, tippten sie, und Carol stellte sich vor, wie sie ihr einstimmig entgegenriefen: *Willkommen, Lydia!*

Sie schlief vor dem Computer ein. Nur für vielleicht zehn Minuten, aber trotzdem machte dieser Zwischenfall ihr Angst. Was, wenn sie erst viel später wieder wach geworden wäre? Was, wenn die Sonne bereits aufgegangen und Nelson vom Klingeln seines Weckers wach geworden wäre und gemerkt hätte, dass seine Frau anders als sonst nicht an seiner Seite lag? Was, wenn er dann in den Flur gegangen wäre und gesehen hätte, dass seine Frau vor *seinem* Computer saß, dass sie vor der Kiste – die aus seiner Sicht ein Buch mit sieben Siegeln für sie war – eingeschlafen war, während auf dem Bildschirm noch der letzte Text der nächtlichen Unterhaltung stand?

Kämpf weiter, Lydia. Wir sind für dich da.

Lydia, ich kenne niemanden, der so stark ist wie du.

Lydia, ich habe meine Tochter nach zwölf Jahren gefunden. Auch du kannst deine Tochter finden. Gib nicht auf.

Wie in aller Welt hätte sie ihm das erklärt?

Carol erschauerte. Sie sagte ihren Freunden eilig gute Nacht, klinkte sich aus dem Chatroom aus und stand, bevor ihr noch einmal die Augen zufielen, entschlossen auf.

AlbanyMarie hatte den Namen einer auf die Suche nach Vermissten spezialisierten Privatdetektivin erwähnt – Brenna Spector aus New York. Angeblich war Maries Mann fünf Jahre zuvor bei einem Flugzeugabsturz umgekommen, aber Brenna Spector hatte ihn gefunden. Ausgerechnet in Vegas, hatte Marie getippt. Wenn alles nach Plan verläuft, sehe ich ihn in ein paar Tagen!

Ohne nachzudenken, hatte Carol eingegeben: Bist du glücklich, weil sie ihn gefunden hat?

LIMatt61 hatte zurückgefragt: Wärs du etwa nicht glücklich, wenn dein Mann lebend gefunden würde, Lydia?, und Carol hatte eine ganze Minute dagesessen und dann einfach festgestellt:

Brenna Spector. Ich glaube, den Namen habe ich schon mal irgendwo gehört.

Sie war zusammgezuckt. Ob das vielleicht seltsam geklungen hatte? Kalt? *Tja, nun. Zurücknehmen ließen sich die Worte nicht.* Sie fuhr Nelsons Computer herunter, löschte das Licht in seinem Arbeitszimmer, ging ins Bad, cremte sich ein, und plötzlich wurde ihr bewusst, dass ihr der Name Brenna Spector wirklich schon mal irgendwo begegnet war. Sie hatte keine Ahnung, wo, wusste aber ganz genau, sie hatte ihn schon mal gehört.

Mitten in der Nacht fiel es ihr wieder ein. Sie schreckte hoch aus einem Traum, in dem sie einen winzigen, verstörten Welpen über einen Computerbildschirm jagte, wobei

sie hektisch zwischen Reihen getippter Worte hin und her rannte.

Brenna Spector. Sie kannte diesen Namen aus einem der Bücher ihres Clubs, in dem es um Kinder mit besonderen mentalen Fähigkeiten gegangen war. Der Verfasser, ein Psychiater (Lieberman? Leopold?), hatte über Fallstudien aus den Siebzigern und Achtzigern geschrieben, darunter über ein Mädchen im Teenageralter, dessen Name Brenna Spector gewesen war. *Könnte das dieselbe Brenna Spector sein?*

Carol hörte ein leises Schrillen, und ihr wurde bewusst, dass sie nicht von der Erinnerung an diesen Namen, sondern vom Klingeln des Telefons auf ihrem Nachttisch aus dem Schlaf gerissen worden war.

Sie sah auf ihren Wecker. Kurz nach drei.

Ihr stockte der Atem. Als sie nach dem Hörer griff, schlief Nelson weiter tief und fest, und ihr fiel der Kontrast zwischen den ruhigen, leichten Atemzügen ihres Mannes und dem wilden Klopfen ihres eigenen Herzens überdeutlich auf. »Hallo?«

Sie hörte nichts, nur leichtes Rauschen. Offenbar rief irgendwer von einem Handy an. »Hallo? Ist da jemand?«

Die Antwort war kaum mehr als ein stimmloser Atemstoß. Irgendwas mit einem »l«. Ob *hallo*, *Hölle* oder *Hilfe*, war nicht zu verstehen.

Jetzt bekam auch Carol nur noch mühsam Luft. »Wer ist da?«

Neben dem Rauschen drang erneutes Flüstern an ihr Ohr – noch immer stimmlos, aber besser zu verstehen.

Dann hörte sie ein Klicken, hielt aber den Hörer weiter in der Hand. Sie hatte nicht die Kraft, ihn auf die Gabel zurückzulegen, und sie konnte nichts gegen das Kribbeln

ihrer Haut und das Rauschen des Bluts in ihren Ohren tun.

»*Sie sind nicht meine Mom*«, hatte die Anruferin gesagt.
»*Sie sind nicht meine Mom, Carol.*«

1

»Bist du bereit, Brenna?«, fragt Dr. Lieberman.

»Ja.«

Dr. Lieberman drückt den Abspiel- und den Aufnahmeknopf des Kassettenrekorders, der am äußeren linken Rand seines Schreibtischs steht. Er hat jede Menge Kassettenrekorder in seiner Praxis, geht es Brenna durch den Kopf. Es ist der 29. Juni 1985. Dies ist ihr sechsundvierzigster Besuch bei diesem Psychiater, und jedes Mal wenn sie erscheint, scheinen es noch mehr Aufnahme-geräte geworden zu sein.

Drei kleine, batteriebetriebene Geräte liegen in der obersten Schublade des Schreibtischs, und dann sind da noch das Spulentonbandgerät hinter dem Tisch neben dem Schwarzweißfoto von Bob Dylan mit Cowboyhut – Brennass Mutter zufolge ein echter Elliot Landy (wer auch immer Elliot Landy ist) – und der Rekorder mit dem großen silberfarbenen Mikrophon, den Dr. Lieberman immer zur Aufnahme von Brennass Sitzungen benutzt. Der Rekorder vermittelt ihr ein seltsames Gefühl. Als wäre Dr. Lieberman Joe Friday aus Polizeibericht und sie irgendein Hippie, den er vernimmt (Brenna liebt alte Krimiserien).

»Dein Name?«, fragt Dr. Lieberman.

Brenna rutscht auf ihrem Stuhl herum. Die Klimaanlage läuft auf vollen Touren, aber draußen ist es heiß, und deshalb trägt sie ihre aquamarinblauen Dolphin-Shorts. Wenn sie sich bewegt, bleibt das Leder an der Unterseite ihrer nackten Schenkel kleben,

und wenn es sie wieder freigibt, hört man ein peinliches, schmatzendes Geräusch. Sie schwitzt. Aber wer würde das wohl nicht, wenn er ... Nun, Mom nennt es »ein bedeutsames Forschungsprojekt«, aber Brenna sieht es eher als »Verbiegen ihres Hirns«.

»Name«, sagt Dr. Lieberman noch mal.

»Brenna Nicole Spector.«

»Alter?«

»Vierzehn sieben Achtel.«

Dr. Lieberman schenkt ihr ein Lächeln. »Na, heute sind wir aber sehr genau.« Er trägt einen über und über mit Hunden und Feuerwehrhydranten bedruckten, leuchtend roten Schlips. Dr. Lieberman hat eine Million derartiger Schlipse, die Brennass Mutter »drollig«, Brenna aber einfach nur »idiotisch« nennt – wobei sich die Idiotie der Muster von Schlips zu Schlips exponentiell zu steigern scheint. Sie fragt sich, ob Dr. Lieberman diese dämlichen Krawatten trägt, weil sie ihm tatsächlich gefallen, oder ob er denkt, dass sich seine jungen Patienten wohler fühlen, wenn er lustig gekleidet ist. Hoffentlich gefallen sie ihm, denn sie selbst fühlt sich bei ihrem Anblick alles andere als wohl, aber gerade als sie ihm das sagen will, meint Dr. Lieberman »13. März 1982«, und sie wird einfach so drei Jahre und drei Monate zurückkatapultiert.

Sie war elfeinhalb, und es war ihr dritter Besuch in dieser Praxis. Anstelle von Bob Dylan hing ein Druck von einem Bild von einem Buntglasfenster – blühende Zweige über einem blauen See – und darunter die Worte »New American Wing. Metropolitan Museum« an der Wand hinter dem Tisch.

Am 13. März 1982 roch es in der Praxis wie in Brennass Küche, wenn die Kaffeekanne schon seit längerem nicht mehr gesäubert worden war. Dr. Lieberman trug einen braunen Schlips mit dem großen, roten S von Superman, und als er lächelte, fiel Brenna ein Mohnsamen zwischen seinen beiden Vorderzähnen auf. Sie war sich immer noch nicht sicher, ob er ihr sympathisch war. Es war ent-

setzlich heiß in seiner Praxis, und sie hatte leichte Kopfschmerzen. Am liebsten hätte sie um eine Aspirin gebeten, doch sie hatte das Gefühl, als kenne sie ihn dafür noch nicht gut genug, und deswegen hielt sie die Schmerzen einfach weiter aus, als er den Abspiel- und Aufnahmeknopf des großen Kassettenrekorders betätigte und ihr erklärte: »Also gut, Brenna, ich stelle jetzt ein paar Klötze auf den Tisch.« Dann klingelte sein Telefon.

»Am 13. März 1982 habe ich ein paar Klötze aus einer Schachtel genommen und in einer Reihe vor mir auf den Tisch gestellt«, sagte der Psychiater jetzt. »Kannst du dich noch an die Reihenfolge erinnern?«

»Wie geht es Ihrer Hündin?«

»Wie bitte?«

»Ihrer Hündin Shelly. Sie hatte Pythiose. Ihre Frau Gwen sagte, der Tierarzt hätte ihr Natamycin verschrieben.«

Dr. Lieberman starrt sie mit großen Augen an. Seine Lippen bilden einen schmalen Strich, und Brenna kann sehen, dass sich sein Adamsapfel unter dem Kragen seines blau-gelb gestreiften Hemds bewegt. Dass er langsam rauf- und langsam wieder runtergeht. Er nimmt einen der Rekorder zusammen mit einer Kassette, an der ein mit 13. MÄRZ 1982 beschriftetes Klebeband befestigt ist, aus der obersten Schublade des Schreibtischs, legt die Kassette ein, drückt auf den Abspielknopf, und Brenna hört ihre Stimme – mit genau denselben Atempausen und Kadenzen wie zuvor in ihrem Kopf. »Also gut, Brenna, ich stelle jetzt ein paar Klötze auf den Tisch –« Dann klingelt ein Telefon. »Tut mir leid, Brenna. Nur einen Augenblick. Hallo? Gwen? Ich habe gerade eine Patien... Oh, wie geht es Shelly? Was? Das ist Pythiose, nicht Pathose, Gwen ... ja, ich kenne diese Krankheit ... Nein, nein, nein. Natamycin kann man einem Hund problemlos geben –«

Er schaltet den Rekorder wieder aus. »Erstaunlich«, flüstert er.

Brenna sieht ihn fragend an. »Darf ich völlig ehrlich zu Ihnen sein? Es geht um Ihren Schlips.«

Brenna Spector nahm ein leichtes Zittern dicht an ihrem Oberschenkel wahr, brauchte aber einige Sekunden, bis sie merkte, dass die Vibration von ihrem Handy kam. Dies war nicht der 29. Juni 1985, und sie war auch nicht in der Praxis des Psychiaters in der 57. Straße in New York, sondern es war der 29. September 2009, und ... Gott, sie war am Arbeiten.

Sie befand sich in Las Vegas, in einem nicht unbedingt zentral gelegenen Casino namens *Neros Spielplatz*, das eine Beleidigung für das eher jämmerlich kopierte, weltbekannte *Caesar's Palace* war.

In dem Laden roch es einzig deshalb etwas besser als auf den Toiletten großer Sportarenen wie dem *Nassau Coliseum*, weil dort weniger Gedränge war. Er war gleichzeitig auch ein Hotel, was Brenna als etwas beängstigend empfand. Genau wie den Namen der Bar, in der sie gerade stand. Sie hieß *Orgi*. Ohne e. Weshalb der Name sogar irgendwie noch schlimmer war.

Ein ausgiebiges Bad in flüssigem Stickstoff täte diesem ganzen Ding wahrscheinlich mehr als gut.

Brenna lehnte an einer korinthischen Säule aus Pappmaché, die passend zu den ultrakurzen Togen und den Gladiatorensandalen der Serviererinnen goldfarben gestrichen war. Sie hielt das weltgrößte Glas mit billigem Weißwein – die Bedienung hatte es erschauernd »Kaiserkelch« genannt – in einer Hand, während sie ihrem Vermissten direkt gegenüberstand. Larry Shelby alias John Thomson alias Rod Clement alias Julio Vargas (was wahrscheinlich nur ein Teil der bisher von ihm benutzten Namen war). Da

Larry angeblich fünf Jahre zuvor beim Absturz einer einmotorigen Maschine in den Berkshires umgekommen war, hatten Brenna und ihr Assistent ihn bisher immer als den Toten tituliert, was angesichts der unzähligen Leben, die er in der Zwischenzeit geführt zu haben schien, ausnehmend ironisch war.

»Na, Interesse, Süße?«, fragte er sie jetzt.

»Ich ... bekomme gerade einen Anruf.«

»Morgens um halb sechs?«

Brenna zuckte mit den Schultern. »Bei mir zu Hause ist es jetzt halb neun.« Sie zog ihr vibrierendes Handy aus der Tasche und warf einen Blick auf das Display. Es war Trent, ihr Assistent. Doch der konnte warten. »Telefonwerbung«, erklärte sie. »Sobald diese Kerle einmal eine Nummer haben, sind sie wirklich gnadenlos.«

»Mich haben sie bisher noch nicht entdeckt.«

Warum überrascht mich das wohl nicht? »Da hast du echt Glück.«

»Du hast ein wirklich süßes Lächeln. Hat dir das schon mal jemand gesagt?«

»Danke.« Für gewöhnlich unterhielt sich Brenna nicht mit den Personen, die sie suchte – und am allerbesten war es, wenn sie sie noch nicht mal sahen. Doch jetzt stand sie plötzlich hier und trank mit einem solchen Menschen in der Morgendämmerung in einer Bar, die *Orgi* hieß. Doch ihr Job war von Natur aus unberechenbar, und in einer Situation wie dieser verhielt sie sich am besten vollkommen natürlich, sah über die Nutte in Hot Pants hinweg, die sie vom anderen Thekenende aus mit derart feindseligen Blicken maß, als wäre sie eine Konkurrentin, und kehrte vor allem *unter keinen Umständen* noch einmal gedanklich in die Vergangenheit zurück.

Brenna winkte der Bedienung – einer flauschigen Blondine mit so großen grünen, gelangweilten Augen, dass sie mit all dem schwarzen Kajal, den sie darunter trug, wie eine wütende Tigerkatze aussah. »Ja?«

»Kann ich bitte ein Glas Wasser haben?«

»Mit Zitrone?«

Brenna war sich ziemlich sicher, dass das Angebot nicht ernst gemeint gewesen war, und deshalb erwiderte sie: »Nein, aber wenn Sie einen dieser niedlichen, kleinen Schirmchen hätten.«

Die Augen verdrehend, wandte die Tigerkatze sich zum Gehen.

»Da ist aber jemand schlecht gelaunt«, stellte der Tote fröhlich fest.

»Allerdings.« Brenna hoffte, dass sie möglichst unbekümmert klang, obwohl sie von der Erinnerung an den Besuch bei Dr. Lieberman noch immer vollkommen erschüttert war. Weshalb nur hatte sie mit einem Mal daran zurückgedacht, und dann auch noch für eine derart lange Zeit? Sie litt unter dieser Störung – oder, mit den Worten ihrer Mutter, dieser »ganz besonderen Gabe« –, seit sie elf war. Menschen mit dem hyperthymestischen Syndrom konnten sich nach Einsetzen der Störung ganz genau an jeden Tag erinnern, und da alle ihre Sinne und auch ihre Emotionen an dieser Erinnerung beteiligt waren, kam es ihnen jedes Mal so vor, als durchlebten sie die Dinge noch einmal.

Das hyperthymestische Syndrom kam geradezu lächerlich selten vor, hatte einmal ein Neurologe zu ihr gesagt. Es betraf nur eine Handvoll Menschen mit »anders geformten Hirnen« und wurde meistens von bedeutenden Veränderungen – der Geburt eines Geschwisterkindes oder einem Umzug – ausgelöst. Die Veränderung musste nicht

unbedingt traumatisch sein. Obwohl sie es in Brennass Fall gewesen war.

Das Syndrom war ganz eindeutig eine unglaubliche Sache – ein phantastisches Geschenk wie ein Riesentrampolin oder ein Pferd –, nur dass sie darüber alles andere als glücklich war. Denn sie hatte ihr gesamtes Leben ändern müssen, um damit zurechtzukommen, aber trotzdem blieben weder ihre Arbeit noch ihre Beziehungen noch sonst was, was ihr wichtig war, unberührt davon. Es gab einen guten Grund, aus dem die meisten Erinnerungen im Laufe der Zeit verblassten. Das war ihr inzwischen klar. Es gab einen guten Grund, aus dem wir die Vergangenheit immer mehr vergaßen, bis uns außer ein paar undeutlichen Bildern und verschwommenen Gefühlen nichts mehr davon blieb. Nur wenige verstanden, dass die Gabe des Vergessens etwas Wunderbares war. Brenna aber wusste es. Sie wusste es genau.

Im Lauf der Jahre hatte Brenna ein paar Tricks gelernt, um ihre Erinnerungen weit genug in Schach zu halten, dass sich damit leben ließ. Sie sagte in Gedanken Lincolns Gettysburg-Rede auf, pikste sich mit Zahnstochern in die Handballen, biss sich kräftig auf die Lippe, alles, nur damit sie nicht zu oft in der Vergangenheit versank.

Es war ewig lange her, seit sie zum letzten Mal während der Arbeit derart lange geistig abwesend gewesen war. Doch am besten dachte sie nicht mehr darüber nach, denn sonst kehrte sie vielleicht gedanklich zu dem letzten Mal zurück, an dem das geschehen war (am 27. Februar 2003), und dann würde sich der Tote sicher ernsthaft fragen, ob mit ihr alles in Ordnung war.

»Gib's ruhig zu, in Wahrheit war das eben dein Ehemann, stimmt's?«

»Hä?«

»Der angebliche Werbetyp. Der Kerl, der eben angerufen hat.« Er stieß einen Seufzer aus. »Aber egal. War nur ein Scherz. Oder zumindest halb.«

Brenna blickte vom Gesicht des Toten auf das Bierglas, das er in der Hand hielt, und mit einem Mal wurde ihr klar, was der Auslöser für die Erinnerung gewesen war. Sein Schlips. Er war nicht mit Hunden und Feuerwehrhydranten, dafür aber mit Katzen und Kanarienvögeln bedruckt, was ähnlich schrecklich war. »Gefällt dir die Krawatte?«, wollte er wissen.

»Darf ich ehrlich sein?«

»Eins nach dem anderen. Und, bist du gebunden?«

»Gebunden?«

»Bist du verheiratet? Kein Problem, Baby. Was in Vegas passiert, bleibt in –«

»Ich bin geschieden.« Dies war die erste wahre Aussage, die ihr bisher in dieser Nacht über die Lippen gekommen war. Nur gut, dass ihr Toter derart betrunken war, denn ihr waren im Laufe der Nacht diverse Fehler unterlaufen, angefangen in dem Moment, in dem er auf sie zugekommen war und von ihr hatte wissen wollen, weshalb sie ihn fotografiert hatte.

Brenna hatte die neue HRC-20 HEX, die sie sich von Trent geliehen hatte, wieder eingesteckt und lächelnd zu ihm aufgeblickt. Er war ein großer Mann – größer und kräftiger, als er auf den Familienbildern ausgesehen hatte, mit der ihre Mandantin zu ihr gekommen war, aber mit dem gelockten (zwischenzeitlich rabenschwarz gefärbten), vorn kurzen, hinten langen Haar, den geschwollen aussehenden Lidern und dem kantigen Kiefer, der wie mit dem Winkelmesser gezogen wirkte, hätte sie ihn trotzdem

überall erkannt. »Sie meinen, Sie sind *nicht* George Clooney?«, hatte sie zurückgefragt.

Der Tote hatte ihr erzählt, er hieße Paul und wäre Rechtsanwalt, und Brenna hatte ihm erzählt, sie wäre Webseitenarchitektin, hieße Sandy und hielte sich wegen einer IT-Konferenz in Vegas auf. »Du bist eine echt scharfe Braut. Gefällt mir«, hatte er gesagt. Und dann hatte er ihr den Kaiserkelch bestellt, und sie hatte immer wieder einmal vorsichtig daran genippt und dabei zugesehen, wie er erst zwei Jameson auf Eis und einen Jack Daniels pur hinuntergekippelt hatte, bevor er kurzerhand auf Heineken umgestiegen war.

Dieser Typ, hatte sie sich gesagt, ist ganz eindeutig auf der Flucht. Dann hatte sie einen Blick auf seinen Schlips geworfen und war in Dr. Liebermans Praxis zurückgekehrt.

»Ich bin auch nicht verheiratet«, erzählte er ihr jetzt. Was eine Lüge war. Schließlich hatte sich seine Frau, Annette Shelby, am 23. April hilfesuchend an Brenna gewandt. *Ich weiß, dass er am Leben ist*, hatte Annette in dem Büro erklärt, das Brenna in ihrer New Yorker Wohnung unterhielt. *Ich kann ihn spüren*. Dabei hatte sie sich mit tränenfeuchten Augen die auf dem Tisch ausgebreiteten Familienfotos angesehen.

»Hast du dir das je gewünscht?«, fragte Brenna ihn.

»Was?«

»Verheiratet zu sein.«

»Nein. Und du?«

»Ja.« Was erneut die Wahrheit war. »Aber ich wünsche mir auch jede Menge anderes Zeug.«

»Wie ...«

Sie griff nach ihrem Kelch und trank einen möglichst großen Schluck. »Ich schätze ... geliebt zu werden. Jeman-

den zu haben, dem ich wichtig genug bin, dass er mich richtig vermisst, wenn ich nicht in seiner Nähe bin.« *War das deutlich genug?* Brenna verfolgte, wie sein Blick von ihrem Gesicht über ihren Ausschnitt und den Ausschnitt einer Kellnerin auf das Hinterteil der zornblitzenden Nutte am Ende des Tresens glitt.

»Weißt du«, fuhr sie fort, »manchmal habe ich das Gefühl, dass es keinen Menschen interessieren würde, wenn ich plötzlich nicht mehr da wäre, dass es kein Schwein –«

»Verdammt.«

»Hm?«

»Da kommt meine Frau.«

Als er über ihre Schulter starrte, drehte Brenna vorsichtig den Kopf und sah, dass eine Frau – drall und rothaarig und ganz eindeutig nicht Annette – auf sie zugelaufen kam.

»Gregory! Was zum –«

»Ich kann dir alles erklären, Vivica«, fiel er ihr ins Wort, was Brenna als Stichwort dafür nahm, umgehend auf Tauchstation zu gehen. Ehe sie jedoch den Raum verließ, zog sie noch mal Trents Spionagekamera aus der Tasche und machte ein paar Aufnahmen von Vivica. *Arme Annette ...* Allzu oft war es ein Fehler, alles dranzusetzen, jemanden zu finden, der verschwunden war – vor allem einen Kerl wie diesen hier, der als Erinnerung wahrscheinlich deutlich angenehmer war, als wenn man ihm dann direkt gegenüberstand.

»Tut mir leid, aber die Schirmchen sind gerade aus.«

Brenna drehte sich noch einmal um und sah die Tigerkatzen-Kellnerin. Hier, direkt neben der Tür, war die Luft nicht ganz so stickig, und der Abstand zwischen beiden Frauen war klein genug, dass Brenna der Geruch ihres Parfüms entgegenschlug.

Brenna atmete tief ein und fragte: »Shalimar?«

Die Kellnerin blickte sie blinzeln an.

»Meine Schwester ... sie hat Shalimar benutzt.« Obwohl Brenna ihre Fingernägel möglichst tief in ihren Handballen grub, kehrte sie gedanklich in den Raum, in dem sie als elfjähriges Kind gewohnt hatte, zurück. Auf das kühle Marimekko-Laken und unter den von Hand genähten Quilt ihrer Großmutter, dessen Gewicht sie zu erdrücken schien. Zum T-Shirt ihrer Schwester. Cleas Shirt. Extra-groß, hellgrau, mit aus dem Kragen herausgeschnittenem Schild. Vorn war das Led Zeppelinsche ZOSO-Logo in kleinen schwarzen Buchstaben und hinten – in riesigen, gotischen Lettern – THE SONG REMAINS THE SAME auf den Stoff gedruckt. Clea hatte das T-Shirt einem ihrer Freunde geklaut, immer darin geschlafen ...

... und jetzt zieht Brenna es zum Schlafen an. Es ist inzwischen so oft gewaschen worden, dass die Baumwolle noch dünner als ein Kleenex ist, aber wenn Brenna sich den Kragen über die Nase zieht und ganz tief einatmet, riecht es immer noch nach Shalimar. Nach Shalimar und Zigaretten und ...

30. September 1981. Ein Monat nach Einsetzen des Syndroms. Ein Monat und neun Tage nachdem Brennass große Schwester Clea in den blauen Wagen eingestiegen und der Wagen weggefahren war.

»Bitte, komm zurück«, flüstert Brenna den im Dunkeln leuchtenden Sternen unter ihrer Zimmerdecke zu. »Bitte, bitte, lieber Gott, lass Clea zurückkommen.« Sie kneift die Augen zu. Trotzdem brechen sich die Tränen Bahn. So heiß, als brennen sie sich ihr für immer in die Haut.

Abermals vibrierte Brennass Handy.

»Alles okay?«, fragte die Kellnerin besorgt.

»Ja, ich ...«

»Sie sehen aus, als hätten Sie –«

»Es geht mir *gut*.« Brenna zerrte ihr Handy aus der Tasche und warf einen Blick auf das Display. Sie dachte, es wäre noch mal Trent, doch statt seines Namens tauchte diesmal eine Nummer auf. Vorwahl 914. Diese Nummer hatte sie schon mal gesehen, deswegen wusste sie, von wem der Anruf kam.

Sie drückte auf den grünen Knopf, und als eine Stimme mit brooklynschem Akzent sie fragte, ob sie Brenna Spector sei, stieg auch die Erinnerung an diese Stimme (wie bei jeder Stimme einschließlich der kleinsten Atempausen und mit sämtlichen Kadenzten) in ihr auf. Sie erinnerte sich daran, wie sie diese Stimme zum ersten Mal gehört hatte, und fühlte sich auch wieder wie an jenem Tag ... dem 16. Oktober 1998.

Brenna biss sich auf die Lippe. Und blieb in der Gegenwart. Aber als der Anrufer ihr seinen Namen nannte, fiel sie unwillkürlich ein: »Detective Nick Morasco von der Polizei in Tarry Ridge.«

Morasco holte zischend Luft. »Tut mir leid«, erklärte er. »Aber sind wir uns schon mal irgendwo begegnet?«

Brenna wollte ihm eine Erklärung geben, doch die Müdigkeit und die immer stärker werdende Erinnerung hatten sie ihres Filters beraubt, und wieder brachen sich die Worte einfach Bahn. »Geht es um Iris Neff?«

Es dauerte sehr lange, ehe ihr Morasco eine Antwort gab.